

# Unterhaltungsblatt

## „Augsburger Postzeitung“.

N. 86.

Dinstag, den 23. October

1894.

Für die Redaction verantwortlich: Philipp Frid in Augsburg.  
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabbert in Augsburg (Vorbesitzer Dr. Max Huttler).

### Bernward von Hildesheim.

Erzählung aus dem zehnten Jahrhundert von Antonie Haupt.  
(Fortsetzung.)

#### IV.

Am Hofe Otto's III.

Und alle Lande staunten froh erschrocken,  
Denn allwärts warf die Krone ihre Strahlen,  
Und rings von selber rührten sich die Glocken.  
Strachwiz.

Das Auferstehungsfest war nahe.

Der junge Otto wünschte nach altem Brauch der sächsischen Kaiser das Osterfest zu Quedlinburg zu feiern inmitten der Seinen, inmitten des Hofes schimmernder Pracht.

Ostern, Auferstehungsfest! Allenthalben regte es sich erwachend in der Natur, allenthalben regte es sich österlich in den Herzen. Alle Zwietracht war ausgelöscht. Ein großes Versöhnungsfest wurde gefeiert.

In der unabsehbar weiten blühenden Leuzflur zogen die Ritterschaaren lustig heran im Sonnenschein auf allen Wegen, aus allen Gauen, einzeln und geschaart, stattlich ausgerüstet in glühender Farbenpracht, mit bligenden Schilden und glänzenden Waffen.

Da kamen zunächst mit großem Gefolge die Häupter der treuesten, kräftigsten und streitbarsten deutschen Männer, die Herzoge und Markgrafen von Sachsen und Thüringen. Da eilten herbei die Herzoge von Lothringen, von Schwaben, Franken, Kärnten und Bayern mit ihren Mannen.

Des letztgenannten Herzogs Beiname „der Zänker“ war ohnlängst in den „der Friedliebende“ umgewandelt. Die Chronik von Quedlinburg weiß viel davon zu erzählen, wie der ehemalige Thronbestreiter demüthig im härenen Büßerhemde um Verzeihung flehte, und wie die Kaiserin ihm alsdann nicht nur in Milde verziehen, sondern auch selbigem sein Herzogthum wiedergegeben und ihn unter die vertrautesten Freunde aufgenommen hatte, wie treu und tüchtig er gewaltet als Bayernherzog, und mit welcher nachdrücklichen Strenge er gegen solche verfahren, so es gewagt, den Landfrieden zu brechen.

Da kamen aber auch die Fürsten der Böhmen und Polen, um den Vasalleneid zu leisten. Sie kamen fantastisch geschmückt und mit fremden seltsam wilden Wölfen; die trugen kostbare Geschenke für den Oberlehensherrn, den Kaiser.

Die Mauern der Stadt zeigten sich zu eng, die Volksstämme alle zu umfassen. Eine bunte Zelstadt sammelte sich vor Quedlinburg an und dehnte sich weit in die Ebene aus.

Das war ein Grüßen, ein freundiges Händeschütteln, ein lebhafter Verkehr!

Die ganze Herrlichkeit des Reiches entfaltete sich in vollem Glanze um die auf hohem Felsen thronende Kaiserpfalz.

Und dicht neben der Burg wölbte der Dom in ernster Majestät seine Hallen empor. Als dessen Glockengeläute mit mächtig vollen Accorden zur Feier des Hochamtes einlud, da war gar bald kein Platz mehr in den weiten Hallen.

Da scharten sich die stolzen Fürsten, die glänzenden Hofleute, die schmucken Ritter, ja alle Großen des Reiches um das kaiserliche Kind, und ein leuchtender Blütenkranz edler Frauen und Jungfrauen um die jugendschöne Kaiserin-Mutter. Ein prächtiges, farbenreiches Bild voll Macht, Hoheit und Glanz!

Aller Knie waren gebogen, aller Augen waren auf den weihrauchumwölkten, blumengeschmückten Altar gerichtet, wo hell die Kerzen emporflamnten. Höher empor zu Gottes Thron stiegen die Flammen der Andacht.

An den Stufen des Altars stand Erzbischof Willigis von Mainz, der Primas von Deutschland, das heilige Opfer zu vollbringen, als Ministranten ihm zur Seite die Bischöfe Volkmar von Utrecht und Osdag von Hildesheim. In weitem Halbkreise umgab den Altar eine Schaar von Bischöfen und Prälaten.

Der Mainzer Erzbischof war ein stattlicher Würdenträger. Die kirchliche Prachtgewandung hob noch die Majestät seiner Erscheinung. Aus seinen groß angelegten frischen Zügen sprachen Kraft, Klugheit und Edelmuth.

Solcherlei Betrachtungen gab sich freilich anjeko keiner hin. Doch als das Hochamt zu Ende war, da harteten viele vor den Domthüren seines Kommens. Als er dann freundlich und segenspendend durch die Reihen schritt, ward manches Wort zu Gunsten des Kirchenfürsten und Reichskanzlers laut.

Otto III. und die Kaiserin Theophano begaben sich ohne Verzug durch einen gedeckten Gang in die steinerne Burghalle, allwo sie die Huldbidung der Getreuen, den Vasalleneid der auf's Neue zum Deutschen Reiche schwörenden Fürsten, sowie die Geschenke der letzteren entgegennahmen.

Die Fürsten, so sich bisher fremd gehalten und vermeint hatten, ein anzulächelndes, unmündiges Kind auf dem Throne zu finden, waren überrascht von der Hoheit und der selbstbewußten Ueberlegenheit, mit welcher der achtjährige Knabe sie huldvoll empfing. Sein goldblondes Lockenhaar, das gleich Löwenmähnen ihm Haupt und Schultern umwallte, erinnerte an den Ahnen Otto I., den „rothen Löwen,“ sein fein, fast allzuscharf gezeichnetes Antlitz mit den großen, gebietenden, dunklen Augen an die Griechin Theophano, seine Mutter. Die goldgestickten Gewänder, den Purpurmantel und die Krone trug der jugendliche Herrscher so anmuthreich, als ob er gewohnt sei, in solchem königlichen Schmucke alltäglich einherzuschreiten.

Vor der geiststarken Frau aber, der Herrin Theophano, welche ihm zur Seite stand, die selber mit dem Titel „Kaiser“ auftrat, selber zu Gericht saß, Urkunden ausstellte, alle Hoheitsrechte mit Umsicht und Entschiedenheit wahrte, beugte sich unwillkürlich auch der Widerstrebende. Die Gewalt des Kaisertums verband sich in ihr mit dem Zauber holder Weiblichkeit. Die strengen Sachsen hatten ihr zum Vorwurf gemacht, fremde Sitten, fremde üppige Kleidung, byzantinischen Prunk eingeführt zu haben. Wie sie aber heute da stand in ihrem aus feinstem Byssus gewebten, mit Gold durchwirkten Schleppgewande, dem purpurfarbenen, mit Gemmen und Perlen besetzten Oberleide, das von juwelenstimmerndem Gürtel um den schlanken Leib zusammengehalten wurde, während in schwerem malerischem Faltenwurf der Kaisermantel aus strahlendem Goldstoff ihr von den Schultern zur Erde wallte, wie sie da stand mit dem wallenden dunklen Haar, halb bedeckt von durchsichtig glitzerndem Schleiergewebe, gekrönt mit dem kaiserlichen Diadem, da konnte keiner sich dem Einflusse ihrer edelschönen Erscheinung entziehen. — „Heil Otto, Heil Theophano!“ klang es hundertstimmig wieder von den hohen Wänden.

Die große öffentliche Burghalle war der einzige Raum der deutschen Kaiserspals, in welchem der verfeinerte, prunkliebende Sinn der edlen Griechin Theophano seine Herrschaft nicht geltend gemacht hatte. Die rauhen deutschen Necken, welche lange nicht in Duedlinburg gewesen, trauten ihren Augen kaum, als sie die ehedem so kahlen Wände der inneren Burg mit buntfarbigem syrischen Teppichen umhangen, die Steinböden mit weichem indischem Gewebe bedeckt fanden. Der hohe Speisesaal nun gar, in heller heiterer Farbenpracht zum Festmahle geschmückt, dünkte den deutschen Herren wie der Schauplatz eines orientalischen Märchens. Köstliche Blüthendüfte mischten sich allhier mit aromatischen Rauchwolken, welche silbernen Dreifüßen entstiegen. Das schimmernde, in weiche und malerische Falten gelegte Gewebe der Wandbekleidung wurde von fremdartigen, stark duftenden Blumen umrankt. Lautlos versank der metallbeschwerte Fuß der deutschen Helben in schwellenden Teppichen. Die von weißem Binnen glänzende Tafel war mit silbernem und goldenem Geräth geziert.

Wie wunderfam, wie lauschig ausgestattet aber war der behagliche Raum in der Höhe, der Altan, von welchem aus die jungen Prinzen und Prinzessinnen und die Edelfräulein des Hofes sich das Festmahl ansahen, an welchem sie selber nicht Theil nehmen durften; desto eifriger aber ließen sie ihre Neugier forschen, denen nämlich nichts entging, was dort an der Tafelrunde sich ereignete.

„Blumentörblein“, also hatten die höfischen Ritter den Frauenaltan getauft.

Als schönste Rose des Kranzes galt die Kaiserstochter Sophia. Sie war ihrer Mutter in allen Stücken ähnlich. Das war dieselbe schlanke Gestalt, das selbe edle wie aus bleichem Marmor geschnittene Antlitz, belebt von herrlich funkelnden schwarzen Augen, umrahmt von dunklem Lockenhaar. Nur war auf die schönen Züge der Prinzessin ein leidenschaftlicher stolzer Ausdruck geprägt; ein hohes Herrscherbewußtsein sprach aus diesem vornehmen Antlitz, während die Kaiserin, die klug und geschickt mit wahrhaft männlicher Kraft das Reich lenkte, nur den Ausdruck bescheidener Festigkeit zeigte.

Die jüngere Prinzessin, die blonde Adelsheid, erschien ganz als das Ebenbild jener, deren Namen sie trug, als das Ebenbild ihrer Großmutter Adelsheid, Ottos des Großen Gemahlin, so Roswitha von Gandersheim einst besungen hatte als „herrlich im Schmuck königlicher Gestalt, hervorleuchtend durch Geist und strahlend voll lauterer Güte.“

Das waren zwei verschiedene Rosen auf einem Stengel; die wurden umgeben von wunderlieblichen Tausendschön, von sinnigen Vergißmeinnicht, prächtigen Tulpen, graziosen Nelken und zarten Veilchen. Unter diesem lieblichen Blumengefolge waren gar manche kluge und feingebildete Griechenkinder; aber die Sachsentöchter, so sich darunter mischten, standen den fremden weder an Schönheit noch an Wissen nach. Die Prinzessinnen hatten beide in Gandersheim ihre gelehrte Bildung erhalten, und Zöglinge aus Gandersheim fanden sie so gleich unter den Hofdamen: die goldlockige Hildeswitha von Olesburg und deren Freundin, die braunäugige sinnig-ernste Hedwig von Sterenburg.

Dort unten im festlichen Saale reichten sich die Fürsten um die Tafel. Da leisteten in veröhnlichster Eintracht die Großen des Reiches dem jungen Kaiser Dienste beim Ehrenmahle.

Der ehrgeizige Heinrich von Bayern, der sich ehedem allzu gerne die Krone selber auf's Haupt gesetzt hätte, versah heute demüthig die Stelle des Mundschentken. Seinen heranreisenden, hochaufgeschossenen Sohn Heinrich hatte er mitgebracht, auf daß auch der den Vasalleneid leiste. Ihn mahnte er:

„Widersetze Dich nie Deinem Herrn und König: denn ich fühle tiefe Reue, dies jemals gethan zu haben.“

Wer den Neuigen getröstet hätte mit der Verheißung, daß sein Sohn nach vierzehn Jahren an Stelle Ottos das deutsche Reich regiere als Kaiser Heinrich II. mit dem Zunamen „der Heilige“!

Neben Heinrich von Bayern versah den Dienst beim Mahle: Heinrich von Kärnten als Truchseß, Konrad von Schwaben als Kämmerer, Bernhard von Sachsen als Marschall. Ein herzerfreulicher Anblick.

Theophano thronte in kaiserlicher Hoheit als einzige Frau an der Tafel. Ihr zur Rechten saß Willigis, der Erzbischof und Reichskanzler. Gegenüber auf höchstem Sessel saß der junge Kaiser, ein schlichter junger Priester ihm zur Seite. Der Ausdruck ernster Festigkeit, die Merkmale großer Geistesthätigkeit, welche auf des letzteren adeligen Gesichtszügen hervortraten, kurz das hehre Wesen dieses Mannes kennzeichnete ihn als eine außergewöhnliche Erscheinung, die wohl der Geistesvorzüge halber den ersten Platz beanspruchen durfte. Das war Graf Bernward von Sommerschenburg, des Kaisers vielgelehrter

Erzieher. — Prinzessin Sophia aber schüttelte mißbilligend das schöne Köpfchen und flüsterte ihrer Schwester zu:

„Der junge Kaplan Bernward, so die Fülle aller Wissenschaft in sich zu vereinen scheint, ist dem Hochmuth und der Anmaßung unterthan worden, seit er am Hofe weilte. Wie kann er sich herausnehmen, an einem Plage sich zu spreizen, der von Rechtswegen dem Ersten des Reiches zugestanden hätte.“

Abelheid zog in unverhohlenem Erstaunen die Brauen hoch.

„Du redest ja, als ob es Dir unbekannt sei, daß die Kaiserin selber jedweden die gebührende Stelle anweisen läßt.“

Sophia seufzte.

„Das ist's ja eben, daß der Uebermüthige in kurzer Zeit solchermaßen die Gunst und das Vertrauen unserer kaiserlichen Mutter, sowie die Gewogenheit sämmtlicher Großen gewonnen hat, daß man ihm die erste Stelle einräumt! Der junge Priester hätte sie in Bescheidenheit und richtiger Erkenntniß seines Minderwerthes zurückweisen müssen.“

Abelheid lächelte.

„Kannst Du es leugnen, daß unser Bruder unter der Leitung Bernwards wunderbare Fortschritte in den Wissenschaften macht, ja, daß Otto seinem weisen Lehrmeister mit großem Vertrauen und zärtlicher Liebe anhängt? Gehört da dem sorgsamem, getreuen Erzieher nicht der Platz an seines Bögling's Seite?“ — Die Aeltere zuckte die Achseln.

„Weil er streng und unnachsichtig ist in allem, weil er mit Ueberlegenheit und Festigkeit auftritt, überschätzt Ihr ihn.“

Ueber Abelheids rosiges Antlitz glitt ein schalkhafter Zug.

„Schwesterlein, hast Du dem jungen, eifrigen Gestrengen etwa Veranlassung gegeben, auch Dir eine weise Lehre zu ertheilen, so Du ihm nicht verzeihen magst?“

Ein namhaft verwunderter, unfreundlicher Blick Sophiens streifte hierauf die Schwester.

Keine Antwort ist auch eine Antwort, dachte Abelheid, darum sagte sie:

„Solche Lehre kam jedenfalls von gutem Herzen und wurde in frommem Eifer ertheilt.“

„Genug,“ sprach Sophie gebietend. Ihr Ohr lauachte fernem Klange.

„Horch, tönt das nicht wie hallender Hörnerklang, wie das Nahen eines siegfrohen Heeres? Wer mag am Feste so verspätet vor unserer Kaiserburg aufreiten?“

Und der helle Klang kommt näher; es braust heran wie schnelle Reiterschaa.



Hauptelshofen. (Kirche.)

Original-Aufnahme von Gustav Baader, Photograph in Krumbach. [Wervielfältigungsrecht vorbehalten.]

Der Sachsenherzog entfernt sich, um Rundschaft einzuziehen. Es ist das heute seines Amtes, denn er hat als Marschall für die Ordnung zu sorgen.

Sophia wendet sich zu dem griechischen Edelfräulein ihr zur Linken:

„Helena, schaue hinab und berichte uns, was auf dem Burghof sich zuträgt.“

Die junge Griechin lugte eine erflechte Weile durch das Fenster, dann gab sie folgendermaßen Auskunft:

„Gnädige Gebieterin, das muß ein Königssohn sein. Ein hochgemuther Held, herrlich in Jugendkraft, reitet stolz mit seinen Mannen an, großmächtigen Sieg zu künden. Auch Geiseln führen die stattlichen Recken mit sich, die scheinen von edlem Blut; fürnehmlich der erste ist reich geschmückt; sein schwarztrauses Haar weht im Winde, und

seine pechschwarzen Augen blitzen. Den Gefangenen kenne ich nicht. Und wer der siegreiche Führer der stolzen Ritterschaar, der Held von königlicher Gestalt mag sein, das möchte ich wissen.“

„Ich auch,“ sprach Sophie. „Ihr Sachsentöchter Hilbeswitha und Hedwig schaut zu, ob Euch der Held bekannt ist.“ Die waren kaum aus Fenster geilt und atten kaum auf das rege Getümmel im Burghofe und vor den Pforten der Pfalz niedergelugt, als sie sich sittig zum Gegengruße neigten. Ueber Hilbeswithas liebreizendes Gesicht flog es dabei wie Morgenröthe. Hedwig flüsterte ihr zu:

„So schön und gewaltig in kühner Kraft ist keiner der andern Sachsenrecken, wie der mir gar wohl bekannte hochragende Führer dieser Siegerschaar. Dem Fürstensohn aber, den er, so scheint es, als Geißel mitführt, ist der Muth auch nicht sonderlich vergangen; der kühne Blick seines dunklen Auges, sein froher Gruß zu unserm Fensterlein empor, das alles sprach von ungebeugtem Sinn. Der Gruß galt Dir. Sag', kennst Du den schwarzlockigen Prinzen?“

Hildegwitha nickte bejahend und tiefer erglühend. Noch aber hatte sie der Freundin Frage nicht beantwortet, als das Dröhnen des Marschallstabes Stille gebot.

Der Sachsenherzog verkündete:

„Graf Tammo von Sommerschenburg kehrt als Sieger über die Wenden zurück. Sechzehn feindliche Burgen eroberte er mit seinen Mannen. Der von ihm geschlagene König Mistui sendet zur Gewähr, daß er seine eigenen Grenzvesten zerstöre und den verlangten Tribut entrichte, seinen Sohn Slavomir als Geißel.“

Die Kaiserin rief freudig:

„Gelobt sei Gott! So soll der herrliche Sieger allsogleich einen Ehrenplatz an unserer Tafel einnehmen.“ Sie deutete zu ihrer Linken.

„Auch der Fürstensohn Slavomir, der sich freiwillig als Geißel stellt, mag an unserm Mahle theilnehmen. Die tapferen Sachsen, die siegreichen Mannen und Kampfgenossen des Grafen Tammo, sollen auf dem Burghof köstlich bewirthet werden.“

Subalder Zuruf begrüßte den siegreichen Grafen, sobald dieser im Thürbogen sich zeigte.

Der junge Kaiser ging ihm entgegen, sprach herzliche Dankesworte, umarmte und küßte ihn.

Auch Bernward und Bischof Volkmar waren aufgesprungen; sie umarmten in freudiger Rührung den Bruder und Neffen.

Der Marschall geleitete die Ankömmlinge zum Ehrenplatze; und selbst Sophia fand, daß dem stattlichen Helden die Stelle gebühre. Der Wendenprinz Slavomir wurde am untern Ende der Tafel zwischen die Hofleute eingereiht.

Das war eine frohe Unterbrechung des Festmahls! Manchem mundete der Spießbraten noch einmal so gut auf die Kunde, daß der übermüthige Wenden- und Obotriten-Fürst Mistui endlich gedemüthigt und beslegt sei, und daß das Land zwischen Elbe und Weser vorläufig sicher sei vor räuberischen Einfällen.

Als nach Aufhebung der Tafel einem Jeden das Recht zustand, sich in sein Gemach zurückzuziehen, gedachte Bernward trauliche Zwiesprache mit dem heimgekehrten Bruder zu pflegen. Mit nichts. Der junge des Lernens überaus begierige Kaiser hatte auch was vor. Die Herbe der Mathematik zu lindern, hatte Bernward dem kleinen Bögling für jeden Tag seine Aufgabe auf ein Pergamentblatt geschrieben.

„Ich muß Euch melden, mein Lehrmeister, daß ich die mathematische Aufgabe, so Ihr mir am gestrigen Tag gestellt, nach bestem Wissen gelöst habe. Ich würde nicht glücklicher sein, als wenn Ihr heute am Ostersonntage selber meine Lösung prüfen und guthießen wolltet.“ Mit diesen Worten zog der kaiserliche Knabe den Lehrer in ein gewölbtes Gemach, dessen Wände mit Büchern und Schriftstücken bedeckt waren.

„Geh ich Euch meine Arbeit zeige,“ begann der junge Kaiser alsdann schalkhaft lächelnd, „bitte ich Euch,

jene Truhe sammt ihrem Inhalt als Euer Eigen in Empfang zu nehmen.“

Er führte den erstaunten Bernward zu einer kunstvoll geschnitzten, mit getriebenen Beschlägen aus Edelmetall und mit kostbaren Steinen verzierten Lade.

„Da ich Euer Vorliebe für alterthümliche Kunstwerke kenne, erbat ich von meiner Frau Mutter einige aus Byzanz hierhergebrachte Seltenheiten zum Ostersgeschenk für Euch.“

Otto öffnete die Lade und breitete ein trefflich gewirktes Messgewand von grüner Seide vor dem jungen Priester aus. Dann entnahm er derselben zwei meisterhaft gearbeitete metallene Leuchter mit den Worten:

„Hieran solltet Ihr Euern ohnedies so geläuterten Kunstsinne weiter bilden, also meinte meine erlauchte Mutter.“ Er griff wieder in die Tiefe.

„Und da Ihr so ausgezeichnet seid in der Kunst, Metalle zu bearbeiten und edle Steine zu fassen, so schenken wir Euch dieses.“ Damit schüttete er lachend einen Reichthum von kostbaren Steinen und Gemmen auf den Tisch.

Die Dankesworte des freudig Ueberraschten unterbrach Otto, indem er dem Lehrmeister die glücklich gelöste mathematische Aufgabe vor Augen hielt.

Bernward prüfte die Arbeit des Schülers und lobte sie freudig.

„Nun zeigt und erklärt mir, was Ihr seit gestern in mein liber mathematicalis, so Ihr mit Wissen, Schärfe und Feinheit zusammenstellt, für mich eingetragen habt“, bat Otto.

Bereitswillig entnahm der Lehrmeister einem Verschluß seine Handschrift, welche zwischen zwei unförmige, starke eichene Bretter, mit weißlichem Leder überzogen, gelegt war, und begann voll Eifers zu lesen und zu erklären.

Der lebhaft Schüler lauschte gespannt.

Beinahe wäre am heiligen Ostersfeste eine regelrechte Mathematik-Stunde ins Werk gesetzt worden, wenn nicht die Herrin Theophano den gelehrten Meister in ihr Gemach hätte entbieten lassen.

(Fortsetzung folgt.)

## Zwei Tödt.

Erzählung von Ch. Nosa.

(Schluß.)

„Hör' mal“ — fing der Rechtsanwalt wieder an und deutete mir auf eine Zeitungsstelle — „Du — in Afrika soll ja da ein neuer Araberaufstand sein? Liegt nicht die Missionsstation unseres gemeinsamen Sid in dessen Nähe?“

„Liegt nicht bloß in der Nähe, sondern mitten d'rin. Uebrigens im Anschlusse an Deine Duellgeschichte und jetzt die Erwähnung Sids muß ich Dir doch auch etwas Neues erzählen. Weißt Du denn, daß Sid einmal der Schwiegersohn des Erschossenen werden wollte?“

Er legte das Blatt weg. „Nein, ist nicht möglich! Sid und überhaupt verlobt — nein, Du erlaubst Dir einen Scherz! Oder träumst Du wohl schon? — Nun — prost! — Wollen wir dem Engelheimer den Garau machen und uns zur Erweckung Deiner Lebensgeister noch an einer Flasche Sekt versuchen? Dabei kannst Du mir dann ganz hübsch was von Sid und seiner Liebe erzählen. Er hat mir, als ich Suchs war — bald darnach ging er



Beim Dorfarzt. Nach dem Gemälde von A. Müller-Singke.

Photographie Verlag von Dr. G. Albert & Co. in München.

Müller-Singke

ja von hier weg — stets riesig imponirt, so daß ich mich für sein Schicksal aufrichtig interessire.“

Wir leerten unseren Ingelheimer. Der Sekt erschien. Die Kellnerin wuschte mit ihrer Serviette nochmals säuberlich die frischen Gläser, sie wurden gefüllt, und die schäumende „Blume stetig“ „auf das Wohl des fernen Freundes“. Mir war ja heute schon tagsüber das Herz ohnedies so voll wehmüthigen Gedankens an den Braven in Afrika gewesen, daß ich eine Aussprache als wirkliches Bedürfnis empfand und der Einladung des lieben Begleiters darum herzlich gerne folgte. Wir zündeten uns eine frische Zigarette an und rückten uns behaglich auf unseren Stühlen zurecht. Mein Rechtsanwalt trocknete mit seinem leicht parfümirten Taschentuche einige versprengte Sektperlen aus seinem flotten Schnurrbarte und eröffnete das Gespräch:

„War Sid nicht zuerst Korpstier? Er hatte doch einen starken Schweiß über die linke Schläfe?“

„Gewiß. Wir waren beide gleichzeitig Fische, er beim Korps A. und ich bei uns, und einmal hat er mich sogar auf der Parade zu rempeln und „anzuöden“ versucht. Du magst Dir denken, wie ich darum erstaunt war, als ich in den folgenden Herbstferien, um die Exercitien mitzumachen, nach B. kam und am Begrüßungsabende auf einmal neben mir unseren Sid erkannte. Er hatte mein Befremden bemerkt und sagte lächelnd: „Erstaunen Sie nicht, ich bin nicht mehr Korpstier!“ Er erzählte mir dann, daß man ihm zugemuthet hatte, eine „dringliche“ Bestimmungsmensur mitzuschlagen, als seine Mutter am Sterben lag. Wir freundeten uns an während der gestrengen Zeit, so gut die Tagesordnung dies gestattete, und mit dem folgenden Semester sprang er bei uns ein. Damals trug er noch nicht den großen Bart, in dem Du ihn kennen lernst, sondern nur ein leichtes Schnurrbärtchen, wie ihn eine Photographie auf unserer „Kneipe“ zeigt. Dieses kam ihm auch für seine Adjustirung zu den verschiedenen komischen Produktionen, in welchen er erzollirte, recht zu statten. Später . . . .“

„Aber ich bitte Dich: Sid, der Cato, und komische Mimiten? So was ist mir so unwahrscheinlich wie Sid und die Liebe,“ unterbrach mich mein Gegenüber, die Gläser nachfüllend und mir Feuer für meine erloschene Zigarette reichend.

„Und doch ist es so. Er war damals sogar ein ausgelassener Bursche. So ernst, ein „Cato“, wie Du ihn im Gedächtniß hast, ward er erst mit dem Tode seines Vaters. Er ging dann auf die Universität zu B., absolvirte, promovirte dortselbst, diente sein Einjährigen-Jahr und kam wieder hieher, um sich als klinischer Assistent an der Universität zu habilitiren. Du kanntest ihn somit bloß als „Philister“ und überdies, nachdem seine unglückliche Liebe ihn völlig weltflüchtig gestimmt hatte. Er trug sich allerdings früher schon mit dem Gedanken, Missionär zu werden. „Einem Apostolate muß ich mich widmen, den Drang, den Feuergeist fühle ich in mir,“ sagte er mir immer. „Entweder als Arzt der leidenden Menschheit beistehen und als Professor die akademische Jugend auf die Bahnen einer christlichen Wissenschaft führen — oder als Missionär hinausziehen und den Schwarzen das Evangelium verkünden!“ Da schickte ihm Gott jenes Ereigniß, welches sein Schwanken entschied. Es kam so. In der heil. Messe, die er um 8 Uhr, bevor er zur Klinik ging, in einer benachbarten Kirche zu besuchen pflegte, fiel ihm einmal eine junge Dame auf, die durch ihre einnehmende Erscheinung und ihr züchtiges Wesen seine

Andacht zu seinem ärgerlichen Verdrusse gefangen nahm. Er beobachtete das Fräulein unwillkürlich mehrere Tage hindurch und sein Interesse ward immer unbesieglich. Zulezt kundschafte er sogar ihren Namen und ihre Familie aus. Eines Tages, nachdem das stumme Spiel schon wochenlang gewährt hatte, gestand er es mir. Mir war sein schweigsames, zerstreutes, verträumtes Wesen, das gegen seine gewohnte philosophische Fassung und Sammlung so grell abstach, bereits aufgefallen. Er war ja stets die Offenheit und Freimüthigkeit selbst. Trotzdem ward ich bestürzt, als er mir auch schon seinen Entschluß verkündete — und wenn er einen solchen einmal aussprach, dann stand er fest —: „Morgen um 1/2 12 Uhr gehe ich zu ihrem Vater und bitte um ihre Hand.“ Der Vater aber war der unglückliche Mittmeister D., er wohnte damals in der U.-Straße. Am andern Tage um 1/2 1 Uhr reißt Jemand stürmisch an meiner Klingel, die Magd öffnet, und die wuchtigen Schritte Sid's stürzten schnurstracks auf meine Thüre zu, durch welche er ohne weiteres eintrat. Mit einem langen, traurigen Blicke sah er mich an — ich ahnte alles. Er sank auf mein Sopha nieder, drückte sein Gesicht auf das Kissen, und wie ein Nuck ging ein tiefes Schluchzen durch den Körper. Doch es dauerte nur einen Augenblick, dann hob er wieder stolz seinen Kopf, richtete seinen verschobenen Frack zurecht, fuhr mit der Hand über Haar und Bart, als wollte er etwas wegwischen und sagte mit ruhiger Stimme: „Ich bin nicht unmännlich, ja nicht! Ich will Dir alles erzählen.“ Er zog seine Handschuhe aus, neigte sich leicht mit dem Oberkörper nach vorne und begann, nachlässig mit seinen Handschuhen spielend, mir den Verlauf des Besuches zu schildern, daß der Mittmeister ihn höflich empfangen und angehört, ruhig darauf nach seinen Verhältnissen und zuletzt nach seiner militärischen Stellung befragt habe. Er habe erklärt, Assistenzarzt erster Klasse zu sein und auf den Stabsarzt dienen zu wollen, worauf der Mittmeister ihn gefragt habe, wie er sich denn zum Duell zu stellen gedente. Sid erklärte in artigster Form, aus den und den und den Gründen das Duell verwerfen zu müssen. Der andere sagte hierauf gemessen: „Ich achte Ihre Anschauung und Sie werden meinem Standpunkte ein Gleiches erzeigen. Sie werden also verstehen, daß ich unmöglich einen Herrn zum Schwiegersohne nehmen kann, der den Ehrenkoder des Offiziers bekämpft und der, wenn z. B. seine Frau von einem satisfaktionsfähigen Herrn beleidigt werden sollte, dann nicht willens ist, die Ehre der Beleidigten zu vertheidigen und herzustellen auf dem einzig ritterlichen Wege. Ich bedauere, daß diese grundsätzliche Verschiedenheit unserer Anschauungen im voraus schon zwischen uns Beiden nähere Beziehungen verhindert.“ „In eisiger Höflichkeit schieden wir,“ schloß Sid seinen Bericht, und erhob sich, und langsam rückwärts nach der Thüre sich bewegend, sagte er: „Und nun begreiffst Du, daß ich auf einige Zeit weg muß von hier. Ich reise heute Nachmittag auf ein paar Wochen zur Kur in die Berge. Behüt' Dich Gott!“ Er ging und kam nach vier Wochen wieder, in ruhiger, beinahe heiterer Stimmung, aber wie wenn er um zehn Jahre älter geworden wäre. „Ich muß doch dem alten Mittmeister recht dankbar sein,“ erklärte er mir nach der ersten Begrüßung, „denn jetzt weiß ich deutlich, was unser Herrgott mit mir vorhat. In den Bergen, in der Natur habe ich seine Stimme verstanden. Mit dem Arzte und dem Professor ist es nichts, ich soll hinaus als Missionär!“ — Das andere,

lieber Freund, weißt Du. Du hast ihn ja seinerzeit zur Bahn mitbegleiten helfen, als er sich anschickte, uns wohl für immer zu verlassen. Du kannst Dir jetzt auch erklären, warum ich zuvor so nachdenklich ward und „träumte“, wie Du sagtest, als ich aus Deinem Munde von jenem Duelle erfuhr. Ich erinnerte mich dessen, was der Erschossene einst zu Sid gesagt hatte, dessen, was er verstand unter dem „einzig ritterlichen Wege“, auf dem allein in vollkommener Weise die beleidigte Frau und Tochter beschützt werden könne. Er ist auf diesem Wege als der Unschuldige gefallen, sein Untergang hat seine Frau getödtet und seine Tochter ist auf diesem „einzig ritterlichen Wege“ zur verlassenen Waise geworden!“

Es entstand abermals eine stumme Pause. Wir griffen mechanisch nach unseren Gläsern und Zigaretten, auf die wir ganz vergessen hatten. Die Zeiger der Uhr waren weit vorgerückt. Die Stimmung unter den Gästen schien sich dem Zenith ihrer Lustigkeit zu nähern, Gläser fielen gellend auf dem Boden in Scherben, hie und da versuchte Einer laut zu singen, ward aber immer bald von seinem Nachbar beschwichtigt. Am Büffet wurde geräuschvoll mit Tellern und Bestecken geklappert, die Kellnerinnen waren stets auf dem Wege. Uns Beiden behagte es nicht mehr, Einer sah es dem Andern an. Wir tranken still unsere Neige, der Rechtsanwalt beglich seine Spende und in geheimem Einverständnis erhoben wir uns zusammen und verließen den Raum.

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein,“ sagte mein Freund, als wir wieder im Lichtkreise der Laterne standen. Der Ton seiner Stimme klang aber nicht so unbefangenen wie ehemals. Schwarze Wolken waren am Horizont aufgestiegen und von Zeit zu Zeit wetterleuchtete es. Eine ungemaine Schwüle herrschte. Als wir uns an der nächsten Straßenecke trennten, reichte mir der Rechtsanwalt die Hand mit den Worten: „Die Geschichte hat mich tief ergriffen. Ich werde lange nicht schlafen können. Und morgen soll ich mit dem Frühzuge fort nach T. zu einem Termin. Will sehen, wie das geht. Gute Nacht, mein Lieber!“

Ich wandelte einsam die lange, grabesstille Hauptstraße entlang, immer noch unter dem Banne des Gehörten. Eine Sternschnuppe flammte am Himmel hinab und erlosch, eine zweite, eine dritte. Wie's wohl ihm in Afrika geht? Zwei Offiziere schritten an mir vorüber, als ich an meiner Wohnung stand. Sie sprachen anscheinend vom Duelle des Rittmeisters. „Das arme Mädel dauert mich eigentlich,“ schnarrte halb gähmend der Eine.

Lange lag ich schlaflos. Von Zeit zu Zeit glitt der gelbe Schein einer Droschkenlaterne im Vorüberfahren über die hintere Wand des Zimmers wie ein Gespenst. Er zitterte über Bilder, alte Studentenmützen, über die große Photographie Sids darunter, dann über die Lehnen der Stühle. Darauf ward es wieder dunkel und still. Gegen Morgen umfing mich ein bleierner Schummer. Im Traume glaubte ich einmal Sid in arabischem Kostüme in weiter, dämmeriger Ferne davonschreiten zu sehen, um seine Füße auf dem Boden leuchtete ein Regenbogen. Ich wollte zu ihm, kam aber nicht in die Höhe. Ganz abgespannt erwachte ich spät am Morgen. Meine Frau wartete bereits geraume Zeit mit dem Frühstück auf mich im Garten. Als ich mich niedersezte, trabte gerade außen eine Schwadron vorbei, der Kondukt für die Ueberführung der Leichen des Rittmeisters und seiner Gattin in die Familiengruft zu S. Meine Frau reichte mir die Morgenzeitung über den

Tisch und verwies mich betrübt auf ein Telegramm: „London, den 13. September. Wie die Abendausgabe der „Times“ meldet, besteht kein Zweifel mehr, daß die blühende Missionsstation in Orku mit ihren Insassen von den aufständischen Arabern gänzlich vernichtet worden ist.“

Das Papier entfiel meinen Händen. Sid, armer Sid! Berglöhnt in Deinem Feuergeiste wie der gestrige Tag! Der Rittmeister, der Missionär — zwei Soldaten, zwei Todte, jeder auf dem „einzig ritterlichen Wege“ seiner Ehre. — —

„Papa,“ rief mein Erstgeborener, „gelt, der Dunkel Sid bringt mir einen lebendigen Elephanten mit, wenn er kommt an Weihnachten?“

Ein leichter Morgenwind, kühl wie der Odem aus einer Gruft, wehte in dem Augenblicke durch das Gezweige unserer Laube, und ein Schauer thaubethränen, todten, gelben Laubes rieselte auf uns herab. Ein purpurfarbenes Blatt der wilden Rebe lag roth wie eine Blutlache auf dem weißen Linnen des Tisches. — —

### Haupeltshofen.

(Mit Bild.)

Haupeltshofen, Dorf in Schwaben, zur Pfarrei Aletshausen, Bezirksamts Krumbach, gehörig, mit circa 200 Einwohnern und einer Wallfahrtskirche. Die auf letztere bezüglichen historischen Nachrichten sind sehr spärlich. Als sicher ist Folgendes anzunehmen: Marquard von Freyberg, Kanonikus der Domstifte Salzburg, Eichstätt und Augsburg, erbaute am Anfang des 17. Jahrhunderts die Kapelle aus eigenen Mitteln und stellte in derselben ein von Rom mitgebrachtes, gegenwärtig noch bestehendes Marienbild auf, welches eine Kopie des in der Kirche Maria maggiore daselbst befindlichen Originals ist. Diese Kapelle, mitten im Walde befindlich, wurde bald aus der Nachbarschaft zahlreich besucht, und das Vertrauen der Gläubigen zur Himmelskönigin fand in den verschiedensten Anliegen seinen Lohn durch auffallende Gebetserhörungen. So kam es, daß sich bald eine vollkommene Wallfahrt ausbildete und die Kapelle namentlich an den Frauenfesten die Masse des zusammenströmenden Volkes nicht mehr fassen konnte. Bischof Heinrich von Augsburg, aus dem Geschlechte Rndringen, bewilligte daher auf Ansuchen des noch lebenden Stifters unter'm 14. August 1623, daß an diesen Tagen der Gottesdienst im Freien abgehalten werden durfte. Am Tage Mariä Magdalena 1672 kündete Pfarrer Blicher von Aletshausen auf das kommende Fest Mariä Himmelfahrt einen vollkommenen Ablass an, den er von Rom aus für die Kirche Haupeltshofen auf 7 Jahre erlangt hatte. An diesem Feste haben mehr als 1000 Personen die hl. Sacramente empfangen. Ja selbst ihre Trauung ließen manchmal Personen höherer Stände in der Gnadenkapelle vollziehen, wie denn am 26. April 1701 Franz Albert Baron von Freyberg mit Maria Theresia von Welden hier getraut wurde. In diese erste Zeit des Bestehens der Wallfahrt mag auch ein Ereigniß gefallen sein, das im Volksmunde noch in folgender Weise erzählt wird:

Die Tochter einer Adelsfamilie aus Sachsen war von einem bösen Geiste besessen und hatte von demselben vieles zu dulden. Nachdem schon alle Mittel zur Heilung versucht worden, wurde ihr einmal im Traume bedeutet, daß sie nur allein bei dem Gnadenbilde in Haupeltshofen von ihrem Uebel befreit werden könne. Niemand wußte

anfangs, wo dieser Ort sich befinde. Als man es endlich erfuhr, machten sich die Eltern mit ihrem unglücklichen Kinde auf den Weg und kamen ohne besonderen Unfall bis nach Metzhausen. Aber auf der Straße von hier nach Hauptelshofen wurde sie wieder, und zwar heftiger als je, von ihrem bösen Geiste ergriffen und neunmal mit aller Gewalt zu Boden geschleudert, so daß sie nur mit vieler Mühe an den Ort ihres frommen Vertrauens gebracht werden konnte. Hier fand sie denn auch die gesuchte Erlösung von ihrem unnatürlichen Uebel und konnte gesund wieder in ihre Heimath zurückkehren. Zur dankbaren Erinnerung an die empfangene Gnade ließ sie zwischen Metzhausen und Hauptelshofen an den nämlichen Stellen, wo sie vom bösen Geiste so heftig zu leiden hatte, eben so viele steinerne Bildsäulen errichten.

Im Jahre 1678 stiftete Hans Dietrich von Frenberg ein eigenes Benefizium nach Hauptelshofen.

**Beim Dorfarzt.**

(Zu unserem Bild Seite 669)

Hast Du schon Zahnschmerzen gehabt, lieber Leser? Wenn nicht, so kannst Du dem lieben Gott danken. Wer von Zahnschmerzen gequält wird, weiß, was es da zu leiden gibt. Auch der Huberbauer weiß davon zu erzählen. Er hat's nicht mehr aushalten können vor Weh, und so entschloß er sich denn, beim Dorfarzte gründlich Heilung zu suchen. Der Herr Doktor ist ein Mann von Fach und versteht es, das Uebel „mit der Wurzel“ zu heben. Zunächst gift es, den Sitz des Uebels zu eruiern und wir glauben, er wird seines Amtes zur Zufriedenheit unseres Bäuerleins walten.

**Allerlei.**

Was dem Kloster Frauenchiemsee ein herzoglicher Besuch kostete. Herzog Heinrich der Reiche überraschte am 27. November 1444 das Kloster Frauenchiemsee mit einem Besuche und blieb daselbst bis 1. Dez. Er führte mit sich 56 Pferde zc. Die Zehrung an Wein, Futter und Fischen kostete die Frauen 65 Pfd. dl., eine Summe, um die man damals einen großen Hof kaufen konnte. Als die Aebtissin Dorothea von Lahning ihren Streit mit andern Fischereiberechtigten vorlegte, wollte dem Schiedsrichter ihr Recht nicht einleuchten, bis sie ihre vorgebrachten Beweise mit einem neuen verstärkte — nämlich mit einem Geschenke von 32 Pfd. dl. Nun war auf einmal dem Herrn die Sache ganz klar, und entschied er zu Gunsten des Klosters.

**Bilder-Räthsel.**



**Fatale Anziehungskraft.**

1.



2.



3.



4.

